

Predigt zu Jesaja 66, 1 – 2 und 18 – 21

Liebe Gemeinde

Der für den heutigen Sonntag vorgeschlagene Predigttext stammt aus dem letzten Kapitel des Jesajabuches und wird dem so genannten «Dritten Jesaja» zugeschrieben. Als ich diese Worte ein erstes, dann ein zweites Mal las, war es nicht gerade Liebe auf den ersten Blick. Mir kam der Inhalt der Verse zwar relativ schnell näher. Aber da die ersten beiden Verse des Kapitels vorgeschlagen sind, dazwischen eine grosse Lücke klafft, und dann erst wieder der 18. – 21. Vers, entstand bei mir der Eindruck, als haben diese beiden Abschnitte *thematisch* nichts oder nur wenig miteinander zu tun. Oder beim genaueren Hinschauen vielleicht doch?

Ich lese die ersten beiden Verse aus dem 66. Kapitel des Jesajabuches.

Wir befinden uns in jener Zeit, in der der erste Tempel in Jerusalem schon lange zerstört ist. Die Grossmacht «Babylon» gehört der Vergangenheit an. Nun soll ein zweiter Tempel gebaut werden. Die herrschende, *persische* Weltmacht hat den Bau genehmigt, der zuvor von Haggai vehement gefordert wurde. Klammerbemerkung: Der Tempel wird dann schliesslich unter Serubbabel errichtet werden. Haggai hatte gefordert, dass – vor allem anderen – *zuerst* Gott in der Stadt wohnen muss. Und anschliessend können die Menschen schauen, ob und wie sie dort noch ein Plätzchen finden. Sollte mit dem Baubeginn gezögert werden, beispielsweise wegen der Kosten, droht Haggai, Gott werde strafen mit Armut.

Einen ganz anderen Klang haben die heutigen Predigtworte. Als ob man Gott in ein Haus fassen könnte! Gott lässt sich nicht an einem Ort festmachen. Es ist nicht möglich, ihn dort zu fixieren, wo man es gerne hätte. In diesem Sinn sagt Trito-Jesaja über Gott: «*Der Himmel ist mein Thron, und die Erde ist der Schemel meiner Füsse.*» Zu meinen, dass erst, wenn der Tempel gebaut ist, Gott in der Stadt wohnt, wird IHM nicht gerecht. Man kann IHN nicht allein dort verorten, wo der Tempel steht. Gott ist nicht gebunden an Mauern aus Stein, erbaut von Menschenhand! Seine «Wohnung» ist *All-*umfassend. Denn nach den Worten Haggais wäre die Beziehung von uns Menschen zu Gott zweitrangig. Hauptsache der Tempel steht! Von diesem Bauwerk allein würde es abhängen, ob Gott bei uns «Wohnung» nimmt oder nicht. Erst dann, wenn die Mauern errichtet sind, haben die Menschen die Chance, von Gott wahrgenommen zu werden. Nur an diesem einen Ort wäre es möglich, wenigstens ansatzweise in seine Nähe zu gelangen. Dagegen hält Trito-Jesaja fest, dass Gott alles geschaffen hat. Himmel und Erde sind sein Haus. «Meint ihr, ihr könnt mit ein paar Steinen festlegen, wo Gott wohnt?»

Man könnte hier einen Seitenblick auf das Tempelweihgebet von König Salomo werfen, der den Neubau des Tempels zwar feiert, zugleich aber feststellt, dass Gott in keinen

Tempel hineinpasst. So sagt Salomo über Gott: «*Sieh, der Himmel, der höchste Himmel kann dich nicht fassen; wie dann dieses Haus, das ich gebaut habe!*» Der Prophet Jeremia befürchtet, dass der Tempel das eigene, fragwürdige Verhalten rechtfertigen könnte. Nach dem Motto: «Wir können ja machen, was wir wollen – Gott wohnt doch eh bei uns!» Etwas überspitzt gesagt: «Wenn wir den Tempel gebaut haben, dann muss Gott auf unserer Seite sein – unabhängig von unserem Verhalten.» Und schliesslich könnten wir an Jesus denken, der bei der so genannten «Tempelreinigung» den Vorwurf äussert, aus dem «Haus Gottes» sei eine Räuberhöhle gemacht worden (übrigens ein Zitat des Jeremia aus dem Alten Testament).

Ja, wirklich! Der Tempel ist ein grosses Thema innerhalb der Bibel. Und heute? Wird ein Gotteshaus überhaupt noch als «heiliger Ort» wahrgenommen? Ist das Basler Münster nicht zu einer Touristenattraktion geworden? Andere Gotteshäuser werden aufgrund der knappen finanziellen Mittel umgenutzt oder gar abgerissen. Oft scheinen die Menschen sich selbst zu suchen. Und diejenigen, die Gott suchen, sagen immer wieder, man könne Gott auch in der Natur erfahren. Dazu brauche es kein Haus. Keine Mauern. Keine Kirche.

Im Sinne unserer Predigtworte ist tatsächlich sicher: Gott ist nicht näher oder *nur* dann bei uns, wenn wir uns in einem Gotteshaus versammeln. Er ist mit uns immer und überall. Ein wenig provokativ gesagt: Das Gotteshaus allein garantiert nicht automatisch göttliche Nähe. Gott liegt nicht in unserer Hand, sondern wir in seiner! Doch dieser unbegrenzbare Gott, der Schöpfer des Himmels und der Erde, *schenkt* uns seine Liebe, seine Gnade – unabhängig von allen irdischen Bauten und Begrenzungen – sogar die Grenze des Todes kann seine Zuwendung zu uns nicht stoppen. Dennoch kann im gemeinsamen Singen, Beten, im Sakrament, im Hören auf Gottes Wort und auf die Musik, etwas spürbar und erfahrbar werden, das grösser ist als wir selbst. Deswegen kann ein Gotteshaus ein Ort sein – oder: zu einem Ort *werden* – an dem Gott uns nahe ist; ein Ort, an dem Gemeinschaft erfahrbar wird – mit anderen, mit Gott; und ein Ort, an dem man zu sich selbst kommen kann. Doch das Entscheidende ist nicht das Haus, sondern das Entscheidende sind wir, die das, was wir hier gemeinsam gehört und erlebt haben, in die Welt hinaustragen. So gesehen, ist beides nötig: Das Feiern innerhalb der Mauern und das Hinaustragen, hinaus aus den Mauern.

Ich lese aus demselben Kapitel die Verse 18 – 21.

Hier richtet der Prophet seinen Blick auf das Judentum, das über die Welt verstreut ist. Einerseits besteht der Wunsch, dass die Verstreuten Heim kommen sollen – zum «Haus des Herrn», also zum Tempel nach Jerusalem. Andererseits rückt die Idee in den Vordergrund, dass die Verstreuten die Möglichkeit haben, Gott auf der ganzen Welt zu verkünden. Vielleicht denken wir dabei an Missionierung und an das Negative, das oft damit verbunden wird. Dies ist jedoch nicht gemeint. Gemeint ist, dass Gottes Zuwendung nicht auf das jüdische Volk beschränkt bleibt. Gott interessiert sich für die nicht-jüdischen Völker. Im letzten Vers sollen sogar Nicht-Juden als levitische Priester zugelassen werden. Eine erstaunlich weltoffene Einstellung!

So geht der Blick von der vertrauten Heimat in die Weite, dorthin, wo die Juden verstreut leben in den Weltreichen «Persien», «Griechenland» und «Rom». Überall dort und auf der ganzen Welt geniessen die jüdischen Gemeinden ein hohes Ansehen. Diese Gemeinden probieren, weit weg vom Tempel, das Eigene zu pflegen und gleichzeitig im Austausch zu sein mit der Um- und Mitwelt. So stehen der Rückzug ins Partikulare und der Zug ins Universelle direkt nebeneinander.

In diesem Sinn ist folgende Frage für alle religiösen Gemeinschaften wichtig – bis heute – auch für uns: Wie weit öffnen wir uns der Welt? Und wie und wo konzentrieren wir uns auf uns selbst? Ich spreche nicht von Abschottung. Gar nicht! Sondern: Wo ist es ratsam, über unser Fundament, unseren Kern, über das, was uns ausmacht, nachzudenken – wer wir sind und wer wir sein wollen –; und wo sollen Aufbruch und Erneuerung stattfinden? Wo lassen wir etwas, das nicht mehr zeitgemäss oder kein Bedürfnis mehr dafür besteht, «sterben», und wo müssten wir uns zuerst bewusst machen, was das Eigene ist, um es zu stärken? Wie können wir wirklich etwas Neues entwickeln? Und wo geraten wir in die Falle des Aktivismus? Wo geraten wir ins Hams-terrad, drehen wie verrückt im Leerlauf, ohne dabei von der Stelle zu kommen? Immerhin besteht die Gefahr, dass wir uns auf Nebengleisen verfahren, oder uns auf Dinge stürzen, die uns davon entfernen, was uns im Innern stark macht und uns Halt und Heimat gibt.

Ich meine, im Dialog mit der Um- und Mitwelt stehen wir immer – zu jeder Zeit. Wir sind schliesslich ein Teil der Welt. Doch wo braucht es eine Anpassung an die Zeit oder an neue Umstände – vielleicht sogar eine Kurskorrektur? Und wo sind wir gefordert, uns auf unsere Wurzeln zu besinnen und das Eigene sichtbar und erfahrbar zu machen?

Liebe Gemeinde

Beide Abschnitte aus dem letzten Kapitel des Jesajabuches haben, trotz einer anderen Thematik, etwas gemeinsam. Sie spielen nämlich mit den Aspekten von «Weite» und «Enge», mit dem Verhältnis von «Nähe» und «Distanz»; mit der Neugier des Aufbruchs in die Welt und der Sehnsucht nach Geborgenheit; der Sehnsucht nach der Gemeinschaft im Vertrauten und Bekannten. Wir, wir probieren, zwischen «Nähe» und «Distanz» die richtige Mischung, das richtige Verhältnis zu finden. Aber bleiben unsere Versuche, in die Weite zu gehen, nicht oft eng? Wo wir eng bleiben – im Kopf oder im Herz – hilft Gott uns, weit zu werden. Und dort, wo wir in die Weite abschweifen, uns dabei verlieren und verzetteln, gibt Gott uns Boden und Halt – gerade auch dort, wo es haltlos und bodenlos ist. Das Vertrauen zu IHM befreit uns zum Gegenüber, zum Nächsten, und es gibt uns den Boden, den wir benötigen, um ganz bei uns selbst zu sein.

Gottes Gegenwart befreit. Er *ist* Weite! Darum sind auch wir eingeladen, «weit» zu werden und uns aus der eigenen Nabelschau zu befreien, aus dem Kreisen um uns selbst. Und gleichzeitig wendet sich Gott, der jede irdische Grenze überwindet – uns zu: uns als Gemeinschaft, die heute Morgen hier zusammenkommt, und jeder Einzelnen und jedem Einzelnen von uns auf dem Weg durchs Leben. Gott wendet sich gerade auch dort zu, wo wir uns selbst fremd sind. Und er wendet sich anderen zu, die uns fremd sind – hier bei uns und auf der ganzen Welt. Dort, wo Menschen zusammenfinden in SEINEM Namen, baut Gott an seinem «Tempel» – innerhalb und ausserhalb von menschen-gemachten Mauern.

Gott, der eine Wohnung hat, die grösser ist als Himmel und Erde, baut mit uns an seinem weltweiten, grenzüberschreitenden «Tempel», in dem die Liebe regiert, und Friede und Gerechtigkeit herrschen.

Mit Worten von Anton Rotzetter:

*In dir
Gott
ist Friede und Gerechtigkeit*

*Mach mich zur Taube
die Deinen Frieden über das grosse Wasser trägt*

*Mach mich zum Kanal
der Dein Leben in dürres Land leitet*

*Mach mich zum Höhenfeuer
das warnt vor den Gefahren
die dem Leben drohen*

*Mach mich zum Lautsprecher
der Deine Botschaft überall hörbar macht*

*Mach mich zu einem willigen Werkzeug
das du brauchst
für Frieden und Gerechtigkeit
amen.*

Amen.

von Pfr. Stefan Dietrich